

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltenen
Petitzelle 1 Rgr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 3.

Donnerstag, am 30. Januar

1851.

Die Zöglinge.

Novelle von Th. Apel.

(Schluß.)

II.

Die Zöglinge.

In das geräumige Local einer Wein- und Speise-
wirthschaft traten Heinrich, der Schauspieler, und Lud-
wig, der Virtuos. Heinrich durchlief mit den bligen-
den Augen das an Gästen ziemlich leere, weite Zim-
mer: „Albert ist noch nicht da?“ — sagte er, „es
scheint, der königliche Rath läßt auf sich warten.“
Ein ziemlich bejahrter Kellner eilte herbei und be-
nachrichtete die Künstler, daß vor kurzem der Die-
ner des Herrn Rathes ein Abendessen zu drei Cou-
verts in einem Nebenzimmer bestellt habe.

„Was da!“ — brummte Heinrich — „schämt
sich der Hans Narr unserer Gesellschaft? Hier, im
größten Zimmer will ich bleiben, wo ich als armes
Pennal und gedrückter Ellenreiter manche glückliche
Stunde genoss. Hörst Du, alter Franz?“ — fuhr
er fort, den alten Kellner traulich auf die Schulter
klopfend — „wir essen dort unter jenem Fenster,
an demselben Tisch, wo mich vor zehn Jahren der

brummige Commerzienrath mit der ganzen, fide-
len Gesellschaft aufhob. Heute wird er mich wohl in
Ruhe lassen, der alte Brummbär.“

Der alte Kellner hatte sich einer Hand des Schau-
spielers zu bemeistern gesucht, drückte sie herzlich und
sagte schmunzelnd: „Sie kennen Ihren alten Franz
wirklich noch? o, das ist schön von Ihnen, daß Sie
gar nicht stolz geworden sind.“

„Schmach für den, der seine Freunde vergißt!“
— sagte Heinrich — „und wahrlich, Alter, Du
warst wirklich mein Freund und ich werde Dir's
danken.“

„Ich bin auch da,“ — sagte Ludwig lächelnd,
indem er den alten Franz von Heinrich wegzog, —
kennst Du mich denn gar nicht mehr?“

Franz sah den Virtuosen starr in's Gesicht,
dann rief er freudig: „Mein Seel, ich erkenne Sie,
— Sie sind der kleine Ludwig, der immer so gern
alle die Streiche ausführte, die der Herr dort angab.“

Heinrich lachte laut auf: „Richtig!“ rief er,
„aber nun, alter Knabe, rühre Dich, decke den Tisch
dort und schaffe Essen und Wein her, aber echten
Rheinwein, hörst Du? Das viele Bravorufen hat
mir den Mund ganz trocken gemacht.“

Der Kellner eilte fort und Ludwig sagte, indem

er mit seinem Freunde dem bezeichneten Plaze zuschritt: „Bei der heiligen Cäcilie, ich habe Deine Stimme durch den lautesten Applaus des Publikums erkannt. . .“

„Macht Deinem Gehörorgane alle Ehre!“ rief Heinrich, denn die Kerle brüllten und klatschten wie toll. Aber beim Element! Bruder, Du hast gelernt Deine Geige zu streichen, die größten Triumphe können Dir nicht entgehen.“

„Wollen sehen,“ — sagte Ludwig — „aber wo bleibt der Rath? er wollte nach dem Concert hierher kommen.“

Lachend rief Heinrich: „Wer weiß, vor welcher Kreuz- und Sternbefäeten Brust der arme Junge jetzt seine Reverenz machen und erzählen muß, in wie weit Dein Bogenstrich dem eines Paganini, Ernst, oder Viurtempo ähnelt.“

„Still, er kommt,“ sagte Ludwig und eilte mit Heinrich dem eintretenden Rathe entgegen.

„Ich habe den Tisch dort decken lassen!“ rief Heinrich nach den ersten Begrüßungen. „Die alten Erinnerungen fordern ihr Recht, und es giebt immer einen hübschen Anknüpfungspunkt, wenn der Ort an vergangene Thaten mahnt.“

„Mir recht,“ — sagte der Rath, — „was wir zu reden haben kann die ganze Welt hören, meinen halbblinden Augen ist es ohnedies gleich, ob sie Wände sehen oder leere Räume.“

„Und leer genug ist's hier!“ rief Ludwig lachend; „ganz wie es sein muß, wenn sich drei Freunde, nach langer Trennung, vertraut unterreden wollen.“

„Es ist merkwürdig leer,“ — sagte der Rath, der sich vergeblich bemühte durch Tabackrauch und angelaufene Brillengläser die wenigen Anwesenden zu erkennen, die an der entgegengesetzten Seite sehr schweigsam verweilten.

„Laß die Philister ruhen,“ sprach Heinrich halbleise; „sie werden sich um uns so wenig kümmern, als sie uns interessiren. Aber nun schenkt ein und erzählt. Von uns Dreien ist doch aus Jedem etwas Rechtes in seinem Fache geworden, und nur unserem Albert hatten es die Alten prophezeit. Du, Ludwig, bist der Held des Abends, jetzt gib Kunde, was Dich zu dem gemacht hat, was Du bist.“

Ludwig seufzte tief auf und sprach: „Ich bin

nicht so eitel um mich für das zu halten, wozu Du mich machen willst. . .“

„Holla!“ fiel Heinrich ein, — „nur nicht weinerlich demüthig; der alte Göthe hat Recht, nur die Lumpe sind bescheiden!“

„Sei ruhig, alter Hitzkopf,“ sagte Ludwig — „daß ich für meine Lage sehr Viel geleistet habe, das weiß ich und will es vertreten gegen Jedermann. Was Du aber von Sternen erster Größe u. s. w. faselst, das ist leider nicht wahr! Ich hätte einer werden können, die Kraft dazu fühle ich in mir, aber das Schicksal, oder vielmehr das gute, dumme Thier von Cantor, der wahrlich kein Fuchs ist und seinem Namen Schande macht, hat es nicht gewollt.“

Heinrich lachte laut auf: „Hahaha!“ rief er — „begegnen wir uns hier? Verkehrte Ausbildung? nun so singe mein Vögelchen, ich stimme nach Dir ein gleiches Liedlein an.“

„Das Lachen wird Dir bald vergehen,“ sagte Ludwig ernst; „setz hört mich ruhig an.“

„Ihr wißt, ich kam nach dem Tode meiner Eltern hierher, um nach meiner Neigung mit dem Willen meines Vormundes, die Musik zu erlernen. Der Cantor Fuchs nahm sich meiner an, that mich bei dem hiesigen Stadtpfeifer in die Lehre, fügte einige Stunden in Theorie und Orgelspiel hinzu und wußte auch den alten Rector Blauburger zu bewegen, daß er mich an einigen Schulstunden Theil nehmen ließ. Ich mußte nun Jahre lang auf allen erdenklichen Instrumenten musciren, mußte möglichst viel philologischen Kram in mein Gedächtniß laden und außerdem ganze Stöße Notenpapier drei- und vierstimmig vollschreiben. So war nach meines Vormundes und des Cantors Meinung ausgezeichnet für mich gesorgt. Da man aber in dem Jünglingsalter nicht wohl über zwölf Stunden des Tages angestrengt zu arbeiten vermag, so konnte auch ich unmöglich allen meinen Lehrern genug thun, und galt bei Jedem für ziemlich ungeschickt. Es war noch ein Glück, daß der Cantor sich etwas auf sein Geigenspiel einbildete, sonst wäre es mir unmöglich geworden auch auf diesem, meinem Lieblingsinstrumente etwas mehr als das Nothwendige zu erlernen. Auch sollte ich sobald als möglich ins Brod.“

Der Stadtpfeifer wußte einen Collegen, der einen Gehülfen brauchte und nach einigen Erkundigungen entließ mich der Cantor, indem er mein außerordent-

liches Glück belobte, das mir so früh schon ein sorgenfreies Leben in Aussicht stellte. Den Sinn dieser Glückwünsche lernte ich bald verstehen. Mein neuer Herr war kränzlich und bequem, und dankte Gott, einen Beistand gefunden zu haben, der ihm alle Mühe und Arbeit abnahm. Er hatte eine Tochter, ein wohlgestaltetes, herzensgutes Mädchen, die mir bald über Alles lieb wurde.

Ich war kaum ein Jahr in meiner neuen Stellung und schon trat ich als Schwiegersohn in das Amt meines ruheliebenden Herrn, begleitet von den Segenswünschen des Cantors, der mich für ein ausgemachtes Glückskind hielt. Bei alledem besand ich mich nicht wohl, die nothwendigen Geschäfte waren bald abgemacht, meine Frau hatte im Hause mehr zu thun als ich; die müßigen Stunden mit meinem Schwiegervater im süßen Nichtsthun zu verträumen, war ich zu jung, und so zog ich umher, von Allen glücklich gepriesen und doch im Herzen recht unglücklich. Was mir eigentlich fehlte, wußte ich selbst nicht, ich kannte ja Welt und Leben zu wenig. Der einzige Trost war meine Geige, die ich auf den einsamen Spaziergängen mit mir nahm. Wenn dann vielleicht die Landleute oder die Wanderer still standen und meinem Spiele zuhörten, dann, ja dann wurde mir wohl und es war mir als ob ich doch nicht ganz umsonst lebte. Einmal saß ich, unfern der Landstraße, am Rande eines Wäldchens und ergözte mich daran, meiner Geige ungewöhnliche Töne zu entlocken, um nur eine Form für meine grillenhafte Stimmung zu haben. Ich merkte, daß mir zwei Herren in einiger Entfernung aufmerksam zuhörten, und ging ihnen zu Liebe aus meinen barocken Uebungen in freundliche Melodien über. Als ich geendet, traten die Herren näher. Der Eine mit scharf geschnittenen Zügen, blitzenden Augen und einer, mir damals noch unbekanntem, musikalischen Mähne, nickte mir mit einem sonderbaren Lächeln zu und sagte auf italienisch, halb zu mir halb zu seinem Begleiter: „Er spielt toll, aber mit Liebe.“ Der Andere wollte übersetzen, aber mich hatte mein Cantor so viel italienisch treiben lassen, daß ich dem sonderbaren Herrn ein paar Worte entgegnen konnte. Da wurde er ganz freundlich, drückte mir die Hand und sagte: „Sie haben Talent, aber Sie müssen reisen, müssen große Künstler hören, sonst wird Nichts.“ — Eine Postchaise fuhr heran, der Schwager blickte,

die beiden Herren entfernten sich eilig und ließen mich in der seltsamsten Stimmung zurück. Das Wort „reisen“ erklärte mir meine unbestimmte Sehnsucht mit einem Male, gab mir aber freilich nur neuen Grund zur Trauer. Ich, ein armer Ehemann in Amt und Brod, wie konnte ich mein Weib, meine Stellung verlassen? Ach, nur ein schweres Unglück sollte meinem Sehnen Gewährung geben. Ich sah einer baldigen Vermehrung meiner Familie entgegen. Da ward mein kränklicher, hypochondrischer Schwiegervater von einem heißen Hunde leicht verletzt. Das Thier war kerngesund und lebt vielleicht heute noch, aber der arme Mann, von gräßlicher Furcht gepackt, ließ sich nicht ausreden der Köder sei toll gewesen, und ängstigte sich in wenig Tagen zu Tode.

Meine arme Frau ward zu zeitig entbunden, kam mit einem todtten Kinde nieder, und starb kurz nach der Niederkunft. Ich stand nun allein und, um Trost über den Verlust meiner Gattin zu gewinnen, beschloß ich in die Weite zu gehen. So nahm ich mein kleines Vermögen zusammen und begab mich, blind einer unbestimmten Neigung folgend, nach Paris. Von Stunde an verfolgte mich das Glück, ich fand Gelegenheit mich einigermaßen auszubilden, und ward so was ich bin, ein Virtuoso, der in die Mode gekommen ist, um wahrscheinlich bald von irgend einem Wunderkind verdrängt zu werden.“

„Hypochondrische Träume! nichts als Hypochondrie!“ rief Heinrich — „nütze Dein Glück und bleibe oben auf dem Gipfel Deines Ruhms.“

„Ich will mir die Welt ansehen“ entgegnete Ludwig — „will Nutzen ziehen so viel als möglich, und sehen ob ich irgend ein Engagement auf Lebenszeit finde.“

„Nun ja, was fehlt denn da noch!“ erwiderte Heinrich lebhaft.

„Was da noch fehlt!“ sagte Ludwig — „ist eine durch unrichtige Leitung getrübe, zum Theil vergeudete Jugend nichts? ist es nur eine Kleinigkeit, wenn man erkennt, daß die von der gütigen Natur reich verliehenen Kräfte kaum zum zehnten Theil benutzt wurden? Du bist selbst Künstler, kennst Du nicht die technischen Fertigkeiten, die nur vom Kinde zu überwinden sind, die der Mann mit seinen reiferen, ausgebildeten Organen nie — nie sich erringen wird? Willst Du das Gräßliche in dem

Gedanken leugnen, welcher Dir in Deinem Berufe sagen muß: es ist zu spät?"

„Bah! pah!“ rief Heinrich, „Hypochondrie ist's! Wo lebt ein Sterblicher der sich sagen könnte: Du hast nie deine Kräfte vergeudet? — Dich bestimmte das Schicksal zur Kunst und es hat dich vom Anfange an auf diese Laufbahn geführt. Klage in Gottes Namen, aber nur nicht gegen mich, der ich, mit der glühendsten Liebe zur Kunst im Herzen, lange Jahre ein Spielball für Philologen und Kaufleute sein mußte. Was trieb den schwachköpfigen Philister an, mich in einem Anfall von gutmüthiger Laune, die einem Commerzienrath gar nicht ansteht, zumal wenn er Fisch heißt — mich in Actenstuben oder Kramläden verkümmern zu lassen? Ihr müßt Euch noch erinnern, wie meine Lage mir mitspielte! der Rath hier wird es mir bezeugen, daß ich der Schwindsucht nahe war, als ich aus Desperation davonlief, nur um der verrückten Wohlthätigkeitslust meines gemüthlichen Pflegevaters zu entgehen. Wer verlangt von einem Löwen, daß er sich am Eismeer wohl befindet? Wer steckt eine Nachtigall in das kalte Wasser hinunter zu Fischen und Krebsen?"

„Schwer genug haben sie Dir das Leben gemacht," sagte Albert, „das kann ich bezeugen."

„Aber er ist ein rechter Kerl geworden," fiel Ludwig ein, „und ist uns jetzt schuldig zu erzählen wie er es geworden ist."

„Mein Himmel! auf die einfachste Art von der Welt" — sagte Heinrich. „Ich hatte nichts als ich fortließ und konnte daher keine albernen Ansprüche machen. Bei der ersten besten Truppe nahm ich Dienste für's liebe Brod; ich hatte mehr gelernt als sie Alle, und das danke ich wenigstens dem alten Rector, daß meine lateinischen und griechischen Brocken die Unwissenden verblüßten. Ich war glücklicher Weise unter eine so schlechte Truppe gekommen, daß mich Einige im Publikum bald zu gut für dieselbe nannten. Man gab mir Empfehlungen an andere Theater, ich schämte mich nicht von unten an zu dienen — das Glück wollte vergelten, daß es mich so lange im Stich gelassen, ließ einen alten, schlauen, pensionirten Theaterhelden einen Narren an mir fressen und — was geschieht nicht, wenn das Glück will? nach einigen Jahren wurde ich gern gesehen, beliebt, besprochen,

engagirt, auf Lebenszeit engagirt und bin jetzt der glücklichste, fideleste Mensch auf der Welt, so lange man mir nicht von meinem Pflegevater und Wohlthäter, dem ehrenfesten Commerzienrath spricht."

„Mach' es nur nicht so schlimm," sagte Albert; „der Commerzienrath meinte es im Grunde gut mit Dir."

„Das ist es ja eben!" rief Heinrich, „dieses verfluchte Gutmeinen hat wohl manchem ehrlichen Jungen schon Glück und Leben gekostet. Der alte Commerzienrath kann wahrlich nichts dafür, daß es bei mir noch so leidlich ausschlagt."

„Ich wünsche dir Glück von ganzer Seele," sagte Ludwig, „es thut wahrlich wohl, endlich einen Freund zu finden der offen bekennt, ich bin zufrieden."

Heinrich faßte Ludwigs dargebotene Hand, strich mit der andern langsam über die männlich kräftigen Züge, dann sprach er sehr ernst und viel leiser als vorhin: „Ich will mich nicht ungetrübter Heiterkeit rühmen, der Wurm, der an deinem Herzen nagt, frißt auch an dem meinigen; falsch geleitete Erziehung, verlorne Jugendlust überwinden sich nicht so leicht, als die Glückskinder glauben, die vom Anfange an auf den richtigen Pfad geführt wurden. Aber zum Henker, auch ich sehne mich danach, einen Glücklichen sprechen zu hören. Du, Bruder Albert, königlicher Rath, Ritter mehrerer Orden, thue Deinen beredten Mund auf und erzähle, wie die Summe des Glückes, die deine Wiege vergoldete, Dir geleuchtet hat, bis in die Nähe des Thrones, von welchem Dir bald eine Excellenz, ein Adels-Diplom oder, Gott weiß was, das Zeugniß edleren Blutes geben wird."

Albert blickte langsam empor und sagte nach langem, tief geholtem Athemzuge, der fast wie ein Seufzer klang:

„Man nennt mich allgemein ein Glückskind und es mag wahr sein, was jene unsichtbare Macht, die unsere Wege leitet, an einem Sterblichen thun kann, hat sie an mir gethan. Ich habe mich nicht mehr angestrengt, als Andere und wurde überall mit Anerkennung überhäuft, mit den glänzendsten Zeugnissen empfohlen. Ich habe eine liebe, gute Hausfrau, aus einem der edelsten Geschlechter; sechs muntere, blühende Kinder verzagen mir oft Grillen und Sorgen und allgemein prophezeit man mir

daß meine Carrière noch weit glänzender werden wird. . . .“

Heinrich hielt sich nicht länger; mit lautem Lachen, den Rath unterbrechend rief er: „Und das bringt der Mensch in einem Tone vor, wie ein durchgefallener Debütant, wie ein ausgetrommelter Trauerspieldichter! Holla, Freund, was steckt hinter diesem Jeremiaston? Heraus mit der Sprache wenn ich Dich nicht für den ausgemachtesten Hypochondristen halten soll!“

„Meine Aerzte halten mich schon dafür —“ sagte Albert — „aber helfen können sie nicht; was soll es auch, das Uebel ist da, wahr oder eingebildet, es trübt unsere Stimmung und frist am Herzen. Wißt Ihr, was man das Siechthum der Actenstube nennt? Habt Ihr Leute gekannt, die es fühlen, daß die überhäuften Arbeiten ihre Lebenskraft aufzehren und den Strudel tagtäglich vor sich sehen, der sie Schritt vor Schritt in die ewige Nacht hinabreißt?“

„Höre auf! um Gottes Willen!“ rief Heinrich, „das kann, das darf nicht sein!“

„Höre weiter“ sagte der Rath. „Meine Natur ist kräftig und hält vielleicht noch eine Zeit lang aus. Aber sie war nicht für die sitzende Lebensart bestimmt, nicht für das ewige Einathmen der Stubenluft. Hinaus in das Freie drängt es mich von Jugend auf, der Wald war mein Element und, als Forstmann hätte ich mich unbeschreiblich glücklich gefühlt. Aber der Rector Blauberger glaubte in mir Talente zu sehen, redete meinem Vater zu, mich auf seine Schule und nicht auf die Forstakademie zu thun, und mein guter Vater gab den Bitten des Rector's nach, und sonnte sich im Voraus an der Ehre, die meine juristische Laufbahn seinem Namen bringen würde. Nun, von äußerem Glück begleitet war meine Laufbahn, wenn sie auch kürzer sein wird, als die alten Herren dachten.“

„Also auch ein Opfer falsch geleiteter Erziehung,“ sagte Ludwig nach einer Pause.

„Lieber Himmel,“ sagte der Rath, „die Herren sehen einmal nicht ein, daß ihr Begriff von Glück nicht von allen Menschen als Glück gepriesen wird und drängen, wie Heinrich sagte, den Vogel in's Wasser, weil sie selbst Fischnaturen sind.“

„Nein, nein!“ sagte Heinrich, „Dein Leiden

ist ein anderes, Dich quält etwas, was Du uns, ja vielleicht Dir selbst nicht eingestehen willst.“

„Ich spreche mit Freunden,“ sagte der Rath ernst, „und kann unter uns Heinrichs Vermuthung rechtfertigen. Mehr noch, als die überhäufte Arbeit, reißt mich der Gedanke auf, daß meine Pflicht oft mich zwingt, gegen meine innere Ueberzeugung zu handeln. Ich erwähne nur eins; man hat mir vielleicht aus Intrigue die Leitung der Censur im hiesigen Kreise übertragen. . . .“

„Fort, fort!“ rief Heinrich, „willst Du deiner Stellung Dein Gewissen opfern?“

„Und was würde die Folge sein,“ sagte Albert ernst, „wenn ich das mir verhaßte Amt zurück wiese? — Ein Anderer, dessen ängstliche Grundsätze ich kenne, würde die Stelle erhalten, und ich nur größere Verantwortlichkeit auf mein Gewissen laden.“

„Armer Freund,“ sagte Heinrich, die Hand des Rathes ergreifend, „Dich nannten wir das Glückskind, und, weder Ludwig noch ich würden mit Dir tauschen.“

„Leider hast Du recht,“ sagte Ludwig — „und gewiß keiner von uns hätte ein ruhiges Glück so verdient, als unser Albert.“

Ein Geräusch von der entgegengesetzten Seite des Zimmers wurde hörbar, die Freunde blickten auf und sahen drei Männer, in Mäntel dicht verhüllt mit eiligen Schritten durch die leise geöffnete Thür nach außen schleichen.

„Was ist das? Sind wir belauscht worden!“ rief der Rath, in augenscheinlicher Bestürzung.

„Was? Spione! Jekt ihnen nach, schließt die Thüren! Kellner! Kellner!“ riefen Ludwig und Heinrich durcheinander.

Der alte Franz kam eilig in das Zimmer und sah mit Staunen die stürmische Aufregung der drei Gäste.

„Wer waren die drei Gestalten,“ rief der Rath, „die eben jetzt, in Mäntel gehüllt, aus der Thür schlichen?“

„Die Gesichtszüge des Alten zeugten von erhöhter Verwunderung; endlich sprach er mit schlaudem Lächeln:

„Wollen Sie mich zum Besten haben? die drei Herren werden Sie doch kennen? sie waren ja nur Ihretwegen hier.“ —

„Wie!“ riefen Alle in noch größerer Spannung. Heinrich faßte den erschrockenen Alten bei der Brust und rief: „Rede, Unglücklicher! wer waren die Drei?“

Franz starrte den Sprecher verwundert an, dann sprach er mit zitternder Stimme: „Nun, wenn ich die Herren durchaus nennen soll — es waren — Ihre Wohlthäter und Lehrer — der Herr Cantor Fuchs — der Herr Commerzienrath Fisch und — der Herr Rector Blauberger.“

L i e b e s s i e g e .

Novelle von

H. A. Werner.

Fanny rückte sich eben im Stuhle zurecht, und nahm den Sticrahmen, den sie niedergelegt hatte, um der Frau Dr. Wittich das Geleite zu geben, wieder zur Hand, indeß die Frau Professorin das Mouffelinzeug, das sie derselben vorgewiesen, und in welchem sie und Fanny am nächsten Honoratiorenball prangen sollte, sorgsam zusammen legte, als ungewöhnlich hastig die Thüre aufgerissen wurde und mit mehr als jugendlichem Feuer, glühenden Angesichts der Professor Nebel in das Zimmer seiner Gemahlin trat.

„Denke Dir Molly,“ so sprach er mit ungemäßigter Stimme und indem er ein Zeitungsbblatt empor hielt, zu seiner Frau gewandt, „denke Dir die Unverschämtheit, die Frechheit dieses Menschen, des Rosenschild! O Frevel! O Gottlosigkeit der jungen Welt.“

Und noch eine Zeit lang fuhr er fort, der jungen Welt eine Strafpredigt zu halten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieselbe aus der Tiefe seiner Seele kam, daß sie ihm voller Ernst, nicht ein Ausbruch der vorübergehenden Entrüstung war. Nebel haßte das Moderne und die moderne Welt, weil ihr Charakter ein Hang zum Unbestimmten, Ueberspannten zur Verspottung und zum Hochmuth sei, mit aller Erbitterung. Er hatte in seinem Forschen und Wirken freilich einsehen müssen, wie sehr positive Resultate, fest gestellte Principien,

unleugbare Wahrheiten nothwendig seien um der Wissenschaft einen Halt zu geben, und überzeugte sich, daß auch das Leben und die Gesellschaft derselben nicht entbehren könne. Das Hergebrachte bot ihm solche Pfeiler; er fand in demselben Garantien für das Bestehen des bürgerlichen Lebens. Und weil er ein sogenannter praktischer Mann, ein Mann von Einsicht, von Erfahrung war, so begriff er auch, daß alle Bestrebungen der neuen Menschheit und alle „Wühlereien“ ihrer Bannerträger nur darauf ausgingen, die alten Mächte zu stürzen. fand er nun auch das Streben dieser Mächte vom Egoismus beherrscht, so überlegte er doch, daß sie es eben seien, welche die Welt in ihren alten morschen Fugen hielten, und schwor darauf, daß es unmöglich sei, ihr eine neue Form von nur einiger Festigkeit zu geben.

„Der Eigennutz,“ philosophirte er, „ist traurig genug, aber er ist doch nun einmal der erste und wirksamste Trieb zur Cultur, zur Geselligkeit, zur Thätigkeit. Den Egoismus abschaffen, heißt den Weltbau einstürzen, und in den rohen Naturzustand zurück kehren.“ So urtheilte er von der Tendenz der „modernen jungen Welt.“ Was Uebeles, was Thörichtes, was Unbedachtes geschah, das schob er auf die junge Welt. Jedes Verbrechen gab er als erste Ursache der jungen Welt schuld. Jede Meinung die nicht der seinigen entsprach, kam auf Rechnung der jungen Welt, kurzum der Sündenbock für alle Welt war die junge Welt, die in seinem Kopfe eine ganz konkrete Gestalt annahm, als ein großer, allumfassender Bruderbund, der die Menschheit zu verschlingen drohe. Dieß Alles ließ er jetzt gewaltsam hervorbrechen.

„Si mein Gott, Professor! Du bist ja außer Dir!“ unterbrach ihn endlich die Angeredete, indem sie von dem zusammen gefalteten Waarenpaket die Augen auf jenen richtete. „Ich erschrecke über Deine Heftigkeit, die Du trotz meiner schwachen Nerven niemals bändigen kannst. Daß ihr Männer doch gar keine Rücksicht nehmt! Nun was ist mit dem Rosenschild?“

Der Professor war bei den strafenden Worten seiner Frau schon im Begriff sich umzuwenden, ihre etwas gebietrisch ausgesprochene Frage hielt ihn jedoch zurück und er antwortete etwas besänftigt: „Ich weiß nicht, ob Dir der anonyme Aufsatz über

die Evangelienharmonien bekannt ist, den ich vor Kurzem in diesem Blatte habe abdrucken lassen."

"Ach, ein gelehrter Streit!" warf die Frau Professorin dazwischen und lächelte weise.

"Nein! kein gelehrter Streit!" erwiderte der Professor. "Ich werde mich nicht herablassen ihm entgegen zu treten, dem — dem — Fante, der sich heraus nimmt, mich zu meistern, ja nicht genug — zu verhöhnen!"

"Verhöhnen?" fragte die Professorin.

"Ja! verhöhnt hat er mich öffentlich," war die Antwort. "Sieh nur! Tritt mir das junge Herrchen hin, bringt eine Widerlegung ohne Sinn und Verstand, verdreht mir jedes Wort im Munde und sagt endlich gerade zu, man sehe dem Verfasser, den er nicht zu kennen vorgibt, den alten Bopf an. Der Schamlose! Nun was sagst Du dazu Molly? Was sagen Sie dazu, Fräulein Tochter, die dem gelehrten Kinde das Wort stets redet?"

"Abscheulich!" meinte die Erstere, während Fanny zu begütigen suchte und die Frage erhob, ob Rosenschild auch gewußt habe, gegen wen eigentlich seine Feder sich gerichtet habe?

"Recht so! Steh ihm nur bei!" fuhr der erzürnte Vater sie an. "Als ob ich nicht gesagt hätte, daß Jedermann mich als Verfasser jenes Aufsatzes kenne. Du brennst mir den Menschen nicht weiß. Ich kenne ihn nun vollkommen. Er ist ein Undankbarer, ein überkluger, vorlauter Mensch, der immer Recht behalten will und doch niemals Recht hat, der sich aber schon einmal die Finger versengen wird. — Was aber folgt nun aus dem Allen?" wandte er sich fragend an seine Ehehälft.

"Hoffentlich nichts," antwortete diese kalt; fügte aber piquirt hinzu: "Ihren deklarierten Schwiegersohn werden sie wahrlich nicht..."

"Aus dem Hause werfen, sobald er sich wieder hier sehen läßt!" schrie jetzt der Professor überlaut. "Das steht fest bei mir und ich rathe Euch, meine Damen, Euch darnach zu achten; oder — ich werde Euch zeigen, wer Herr im Hause ist."

Die Professorin sah ihn mit geringschätzigem Blick an und lächelte.

"Jetzt gleich schreib' ich ihm und verbiete ihm ohne Weiteres mein Haus. Das wäre ein schöner

Schwiegersohn, der" — ein Schimpfwort, entrollte seinen Lippen.

"Mein Herr! Sie werden unanständig," nahm die Frau im strengen Tone das Wort: "Sie werden wohlthun, sich auf Ihr Zimmer zu begeben. Hier ist der Ort nicht, Ihren pöbelhaften Ausdrücken Lust zu machen."

Gebietriß deutete sie auf die Thüre. Der Professor ging, jedoch nicht ohne seine Drohung noch einmal zu wiederholen. Fanny sah bleich auf ihre Arbeit und ihre zitternde Hand legte die Nadel weg. Madame Nebel wäre ganz die Person dazu gewesen, ihm die Spitze zu bieten und den Herrn Schwiegersohn zu halten — vorausgesetzt, daß sie gewollt hätte. Allein ihr lag selbst nichts an dem „gelehrten armen Teufel," wie sie ihn früher wohl genannt hatte. Nur aus Liebe zu Fanny wie sie sagte, vielleicht auch, weil eben kein anderer Anbeter sich finden wollte — alle schreckten gerade vor ihr zurück — hatte sie seine Bewerbungen um diese erst geduldet, dann mit ihrem mütterlichen Segen sanktionirt. Es war für sie eine bittere Nothwendigkeit gewesen. Nicht so für Fanny. Sie liebte und verehrte in ihm weder den Gelehrten noch den Weltmann, sondern den geistig gesunden und edel denkenden Mann. Sein scheues Wesen den Frauen gegenüber paßte zu ihrem verschüchterten Charakter, an dem sie trotz ihrer fünf und zwanzig Jahre einem Kinde gleich, während die Energie, die sie später an ihm kennen gelernt hatte, und die er nie eher entwickelte, als wo es der Wahrheit galt, ihr fast Ehrfurcht einflößte. Die Mutter war seiner satt und freute sich der Gelegenheit, sich seiner zu entledigen, und beschloß, diesmal den Gehorsam, den das Weib dem Manne schuldig sei, zu beweisen.

Fanny vermochte dieser Absicht weder auf den Grund zu sehen, noch ihr entgegen zu treten. Aufgewachsen unter der feinen Despotie der Mutter und der gröberen des in Büchern und Vorurtheilen verlebten Vaters, war sie bei fünf und zwanzig Jahren noch fast Kind. War doch ihre ganze geistige Entwicklung gehemmt gewesen: war sie doch nie den Banden der Bevormundung entschlüpft. Nie hatte sie wagen dürfen, sich nach ihrer Weise zu freuen, und wo ihr natürliches Gefühl sich Bahn brach, wurde es stets durch strafende Worte ge-

dämpft; ja selbst ihre Thränen in solchen Fällen gaben Anlaß zu Vorwürfen. So war die arme Fanny verkrüppelt an Charakter, und wie eine Pflanze, der man das Sonnenlicht abschneidet, kümmerlich emporgewachsen. In der Berührung mit Menschen scheu und ängstlich sich selbst belauernd, hatte sie sogar die Gewandtheit eingebüßt, die ihrem Geschlechte eigenthümlich ist. Was Wunder, daß man sie dumm und unbeholfen schalt? Und war es nicht natürlich, daß solch ein verkränkeltes Wesen der Lächerlichkeit verfiel? Aber das half ihren Fehlern nicht ab, weil es ihre Schwäche nicht überwand, und so blieb sie stets ohne Freundinnen, ohne Energie, das Werkzeug der Mutter. Auch jetzt dachte sie nicht an Widerstand.

Die Bedientenklänge dröhnte. — Gleich darauf ging der Diener mit einem Briefe die Straße hinauf nach der Richtung, wo Rosenschild wohnte. Fanny konnte nichts thun, als still für sich weinen; der Muth, ihrem Vater zu trosten, war ihr versagt. —

Eine Stunde mochte verlossen sein, als die Frau Professorin in die Studierstube zu ihrem Gemahl trat.

„Hast Du Dich erholt von deinem Zorn?“ begann sie milde. „Die Aufregung wird Dir doch hoffentlich nicht gefährlich werden? Fühlst Du dich wohl?“

„Sei unbesorgt, Molly!“ antwortete der Professor etwas unsicher, „Ein kleiner Merger kann nichts schaden; er dient zur Verdauung!“

„Ich bin so besorgt, um Dich, guter Mann! Wenn Du krank würdest!“

„Ich bin nicht so schwach von der Natur angelegt. Ich tobe mich aus.“

„A' propos lieber Mann! sah ich nicht vorhin den Bedienten weggehen? Er sollte mir Etwas besorgen. Wo ist er hin?“

„Er trägt den Brief weg!“ entgegnete der Professor kurz.

„Den Brief —?“

„Nun ja! den Brief an Rosenschild,“ erwiderte er abermals abgebrochen mit affectirt trotzigem Tone. Die Frau Professorin suchte ein ängstliches Gesicht zu machen.

„Du fürchtest doch nichts?“ fragte er dieses bemerkend.

„O nein! nein! Ich hoffe, daß es Fanny nicht schaden wird.“

„Pöffen! wer wird so ängstlich sein.“

„Sie ist etwas blaß;“

„Daß ist sie von Natur.“

„Sie klagt plötzlich Schwindel, Kopfschmerz.“

„Wie?“

„Ich fürchte — ein Nervenübel, böse Zufälle;“

„Ach nein Frau! unmöglich!“

„O! mir ist wirklich bange.“

„Du willst mich schrecken!“ antwortete der Professor wieder, aber ganz verzagt, denn er liebte sein einziges Kind auf seine Art wirklich. „Wie sollte sie sich grämen, um solchen Hasensfuß?“

„Sie war eben einer Ohnmacht nahe. Gäbe es nur Etwas, um sie zu zerstreuen!“

„Gott gebe, daß es ihr nur nicht schaden mag!“ murmelte der Professor ganz müde, und sah verzagt die Frau an.

„Es wird vorüber gehen,“ meinte diese. „Vielleicht ist's so besser.“

„Ja! Ja! du hast recht! Sicher ist's so besser,“ entgegnete der Geängstigte, als wollte er sich selbst überreden.

„Wir müssen sie zu zerstreuen suchen,“ warf die Frau Professorin hin. Der Professor sah sie fragend an.

„Eine Gesellschaft, ein Bällchen, ein Spielchen“ —

„Ich verstehe.“

„So bald wie möglich!“

„Natürlich.“

„Gibst Du deine Einwilligung dazu lieber Mann?“ schmeichelte die Frau, indem sie vertraulich die Hand auf seine Schulter legte.

„Nun — Nun — wenn's sein muß!“ — antwortete er verlegen. „Thue! was dir gut scheint. Denn — du bist eine sehr kluge Frau!“

„Ach Du bist gut, Heinrich, zu gut! Nun! wir find's am Ende uns und dem Mädchen schuldig, etwas zu thun. Aber Du weißt, guter Heinrich, daß ich erst neulich, bei den Hochzeiten in Berlin viel, sehr viel ausgegeben habe! Meine Kasse ist fast leer.“

„Schon gut! schon gut!“ Er reichte ihr mit trüber Miene einen rohleinen schweren Beutel hin. „Aber, liebe Frau, bedenke — nun! ich brauche es

dir nicht anzuempfehlen! Du — Du bist eine sehr kluge Frau.“

„Sei unbesorgt, Heinrich, Du kennst mich — Die Einladungen besorg' ich und bin nur bedacht, es so zu veranstalten, daß es Fanny gefällt. Die arme Fanny!“

Sie verließ triumphirend das Zimmer.

Wenige Stunden später durchrannte der Bediente in Festlivree die Stadt, um Einladungskarten auszutragen. Dr. Rosenschild erfuhr von dem Nebel'schen Balle erst am andern Tage. Der Professor hatte ausdrücklich verboten den Menschen einzuladen, und seine Frau hatte diesmal ausnahmsweise, wenn auch mit dem Anscheine des Widerstrebens seinen Willen zu dem ihrigen gemacht. Vergeblich hatte Fanny ihr zugesetzt, vergeblich hatte sie vorgestellt, welches Aufsehen dadurch entstehen würde. Madame wollte diesmal gehorchen. Fanny saß nun an ihrem Fenster und ließ heimliche Thränen auf ihre Stickerei fallen. Sie wagte nicht, ferner noch für Rosenschild zu bitten.

Die Stunde des Balls war erschienen. Nichts hatte Molly zu seinem Glanze vergessen; und sie war glücklich.

Bald flogen die Paare auf den Schwingen eines fanatischen Walzer's durch den Saal. Fleischer tanzte mit Fanny, die ihm, er wußte selbst nicht, welcher Zufall zugeführt hatte.

Fleischer war kein Freund der schwachtenden Schönen und als eine solche betrachtete er Fanny. Sie schien ihm diesmal bleicher als je; auch antwortete sie ihm auf seine Anrede stets nur mit Ja und Nein, und der Dämon des Spottes machte ihn geneigt, der bösen öffentlichen Stimme recht zu geben. Sie merkte das vielleicht, deshalb raffte sie sich zusammen. Aber der Tanz war plötzlich zu Ende: die Damen nahmen ihre Plätze wieder ein, die Herren wogten auf und ab, oder beschäftigten sich mit den süßen Lasten der Tische, und Heinrich konnte sein einseitiges Urtheil indessen ausbilden.

Aus dieser Beschäftigung ward er durch einen Bedienten geweckt, der ihn zu Molly rief.

Die feingegliederte Gestalt, die einst nicht ohne Bierlichkeit gewesen war, lehnte in einem Sessel.

Aber sie erhob sich zuvorkommend als Heinrich nahe trat, und begann in einem vorwurfsvoll süßen Tone:

„Es ist lange her, daß wir Sie nicht sahen; so lange, mein Herr, daß ich mich selbst wundere, wie ich Sie nicht vergaß!“

„Sie haben Recht, gnäd'ge Frau!“ erwiderte Heinrich, indem er sie bei dem Namen nannte, den sie stets am liebsten hörte. „Zwischen der Stunde, in der ich Ihnen vorgestellt wurde, und der jetzigen liegt ein langes Halbjahr!“

„Und Sie, Herr Fleischer! haben Unrecht unser Andenken, das Ihnen so freundlich geneigt ist, auslöschen lassen zu wollen. Hat Ihnen unsere Freundschaft etwas zu Leide, daß Sie ihr Troß bieten? Doch verzeihen Sie! Meine Aufrichtigkeit ist so groß, daß —“

Die letzten Worte, in denen Heinrich sie zu unterbrechen die Nöthigung fühlte, mochten wohl durch den verwunderten Blick hervorgerufen worden sein, den ihr dieser zusandte, indem er ein solches Uebermaß der Freundschaftserbietung nicht zu begreifen vermochte.

„Wie dankbar bin ich für diesen Vorwurf,“ unterbrach er sie. „Aber ich gestehe, daß ich seiner nicht würdig bin. Sie überraschen mich so freundlich, daß ich zu meiner Entschuldigung kaum mehr vorzubringen weiß, als daß diese Freundschaft mir nicht gebührt, und daß ich meiner unbedeutenden Person nicht das Recht zuzuschreiben wagte, einer solchen Einladung, wie Sie damals — konnt' ich nicht meinen, nur aus Höflichkeit? — an mich ergehen lassen, zu folgen. Und wenn ich nachlässig schien, so war der Grund hiervon nur meine Schüchternheit.“

„Ah bah! Schüchternheit! Junge Herren wie Sie sind, sollten das Wort nicht kennen,“ entgegnete sie, grazios den Fächer bewegend. „Sie hätten uns nicht vergessen sollen. Freilich, die Zurückgezogenheit, in der wir leben —“

„War ein Grund mehr mich zurück zu halten.“

„Und unser Haus Ihnen zu verleiden. Nicht?“

„Um alle Welt nicht!“

„Wohlan denn, Herr Fleischer! Sie waren damals geladen; Sie sind nicht gekommen. Gleichwohl erneuere ich meine Bitte, uns zu besuchen.“

Ich will doch sehen, ob Sie in einem halben Jahre von Ihrer Schüchternheit verloren haben!" setzte sie schäfernd hinzu.

Heinrich mußte mit widerstrebenden Herzen zusagen. Er mußte noch mehr thun. Eben begann die Musik und die Bewegungen der Professorin forderten ihn, so schien es, auf, ihr seinen Arm zur Française anzubieten.

Was konnte er anders, als gehorchen?

Aufgeregt von der Hitze, die sich im Saale verbreitet hatte, von dem eben beendigten Tanze und den Wirkungen des Weines war er im Begriff, sich in ein kühleres Nebenzimmer zurück zu ziehen. Aber jenes unangenehme Geräusch und die glühende Luft verfolgten ihn in dieses, so daß er muthwillig fast eine Seitenthüre zu öffnen wagte, die nur zugeklinkt, dem ersten Druck der Hand nachgab. In dem Raum, auf dessen Schwelle er stand, war tiefes Dunkel verbreitet. Leise, wie er geöffnet, wollte er eben eintreten, als das Schluchzen einer weiblichen Brust ihm entgegen kam, und ihn so verwirrte, daß er weder zurückzugehen noch vorzuschreiten wagte. In diesem Augenblick entdeckten seine Augen, welche Zeit gebraucht hatten, um sich an den plötzlichen Wechsel von Kerzenglanz und Dämmerlicht zu gewöhnen, auf einem Sopha eine weibliche Gestalt, deren Kopf auf die Kissen gedrückt, das Gesicht zu verbergen schien. Neues Schluchzen ward vernehmlich.

In Heinrichs Brust regte sich jenes Gefühl der Ritterlichkeit, in welchem der junge Mann gern ein Retter und Tröster des bedrängten Weibes wird. Daß es Fanny war, die hier weinte, während zwanzig Schritte entfernt der lauteste Jubel herrschte, blieb ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Aber welches Recht hatte er an sie, sie an ihn? Wie durfte er wagen, in ein einsames Gemach vielleicht in ihr eignes Boudoir einzudringen, er, ein Fremdling, der zum ersten Male heut die Schwelle des Nebelschen Hauses betreten hatte? Das war eine Frage, die sein Herz auf Momente in Wallung versetzte. Wir können nicht sagen, wofür er sich entschieden haben würde, wäre nicht eben die Professorin, einem vorleuchtenden Bedienten voran, erschienen.

„Sie suchen Kühlung!" rief sie ihm zu, während er ziemlich betroffen darüber, daß man ihn eine geöffnete Thüre in der Hand überrascht hatte,

vor ihr stand. „Sie haben Recht! Das Klima drüben ist unerträglich. Treten Sie immer ein, wenn es Ihnen so gefällt. Wir werden ein wenig —“ — „plaudern" hatte sie sagen wollen, indem sie dem Bedienten einen Wink zum Voranleuchten gab. Aber sie brach ab, sobald sie bei dem Schimmer der Kerze ihre Tochter erblickte, und deren Gemüthsstimmung erkannt hatte.

Fanny, durch Zufall aufschauend, hatte mit Schrecken und Verwirrung den fremden Mann auf der Schwelle des Zimmers erblickt, welches ihr Einsamkeit hatte gewähren sollen, um sich ausweinen zu können. Thränen, welche ihr ein peinigendes Gefühl der Verödung ausgepreßt, das sie um so stärker erfaßte, je reger das Leben und die Bewegung der Fröhlichen sie umtönte. Sie war, den Störer bemerkend, aufgesprungen und trocknete eben noch die Thränen, die ihre Wangen überliefen, hastig ab, als sie zu neuem größerem Schrecken ihre Mutter wahrte, welche Fannys geröthete Augen sofort bemerkte.

„Mir ward so unwohl Mutter!" sagte sie der Mutter näher tretend. Das war eine Nothlüge. Aber da die Philosophen und Moralisten selbst noch in Zweifel sind, ob nicht in kritischen Fällen die Nothlüge gestattet werden müsse, und ohne Zweifel Fannys Lage sehr kritisch erscheint, wenn sie der strengen Mutter gegenüber steht und vor den Augen des Fremden keinem Tadel sich aussetzen will, so wird man ihr dieselbe hoffentlich hingehen lassen, ohne darum von ihrem Charakter übler zu denken. Auch war sie nicht gewandt genug, ihrer Unwahrheit ein täuschendes Kleid anzulegen, sondern sich selbst ver-rathend, fuhr sie mit dem Tuche wiederum nach den Augen, in denen der Schaum des geängstigten Herzens schon wieder Platz suchte.

„Dir war unwohl? Armes Kind!" sagte Molly, gleich bereit die Tochter dem Fremden gegenüber zu retten. „Du kannst die Luft der Bälle und Soiréen nicht vertragen, bist an dieses Wogen und Drängen nicht gewöhnt. — Sie ist so schwach, so zart con-stituir't, wie eine Lilie!" wandte sie sich dazwischen an Heinrich; „deshalb darf man ihr die Flucht nicht zu hoch anrechnen. — Doch nun ist Dir wieder besser, Kind? Nicht?"

Fanny schüttelte leise das Lockenhaupt und sagte: „Ja!"

„So geh' denn wieder in den Saal. Man könnte Dich vermissen. Das würde Aufsehen erregen und Du weißt, wie feindlich das böse Gerücht ist,“ sagte Molly in strenger Betonung.

„Ja! ich werde gehen!“ antwortete das Mädchen seufzend.

„Aber nicht ohne meinen Arm!“ erbot sich Heinrich und führte sie in den Saal zurück. Wahre Theilnahme war es, was ihn den Rest des Abends an ihre Seite bannte. Nichts fesselt uns so sehr als Frauen Leidend zu sehen.

Auch mit Fanny war eine vollständige Umwandlung vorgegangen, seitdem sie in Heinrich einen

ahnenden Mitwiffer ihres Geheimnisses, mindestens ihres Schmerzes sah. Sie raffte sich zusammen, sie that sich Gewalt an, um den üblen Eindruck, den sie vorhin gemacht zu haben sich bewußt war, zu verwischen. Er aber war fast beständig in ihrer Nähe, er unterhielt sie, er widmete ihr alle Sorge und Aufmerksamkeit, die eine unbefangene Jugend sich gewähren mag.

Und als der Abend vergangen war, als Heinrich sie verließ, lohnte sie ihm kaum selbst bewußt, mit einem Händedruck, der genug von ihrem Dank verrieth.

(Fortsetzung folgt.)

Das historische Drama. — Der Held von Stampes.

Der Plan und die Absicht der in diesem Journale durchzuführenden Kritik ist Gründlichkeit ohne Sophisterei und Gelahrtheit, sittlicher Ernst, der die Werke ohne Rücksicht auf deren Verfasser ins Auge faßt, und das stete Bestreben, die Würde und Höhe der Poesie zu wahren, besonders durch entschiedene Opposition gegen den oberflächlichen Sinn gewisser sogenannter Dichter, welche den literarischen Markt belagert halten, wie sie sich gegen gute Zahlung zu jeder Arbeit dinge lassen. Unser Ziel heißt Veredlung der Kunst, Hindrängen nach der künstlerischen Form und Vollendung einerseits, nach sittlicher Kraft und Würde andererseits.

In diesem quasi Programm liegt nun gleich die Rechtfertigung des formellen Verfahrens, das wir eingeschlagen haben. Wir werden die vorliegenden Werke nicht von Seite zu Seite wie ein Exercitium corrigiren, sondern in der Regel von allem Einzelnen absehend dieselben als ein Ganzes erfassen, und in diesem Ganzen irgend einen vorwiegenden Gesichtspunkt wählen, von wo aus wir dasselbe überschauen mögen. Daß die ästhetische Theorie zu keinem Resultate führt, hat sich ja hinlänglich gezeigt; versuchen wir es mit der praktischen Aesthetik! —

Die vorige Nummer berichtete über die Darstellung des Helden von Stampes, und die günstige Meinung des Referenten tritt wohl deutlich genug zwischen den Zeilen hervor, um sogleich verstanden zu werden. In seinem eignen Interesse also liegt es, ein günstiges Urtheil nicht als ein Vorurtheil erscheinen zu lassen, und sich gegen den Vorwurf zu schützen, als habe er in blinder Par-

theillichkeit den geringen Erfolg jenes Stückes von den Schultern des Verfassers auf die einiger Darsteller schieben wollen. Und so glaubt er, daß sein Interesse mit dem der Kunst Hand in Hand geht, wenn er einen Blick auf die Bedeutung des Helden von Stampes wirft.

Der Held gehört der historischen Gattung an. Welche Ansammlungen von Versuchen in diesem Gebiete seit den letzten Jahrzehnten! daß unter denselben Ausflüsse höchst bedeutender Talente gewesen, wird Niemand leugnen. Und doch sahen wir all diese Versuche theils entweder sofort scheitern, oder aber im besten Falle rasch einschlagen, im ersten Momente triumphirend über die deutschen Bühnen fliegen, um binnen kurzer Frist abgenutzt und ver-schmäh't wieder einzuschlafen.

Wer aber trug die Schuld davon?

Die Dichter klagten die Nation an, und etliche Kritiker klatschten der traurigen Anklage Beifall. Die Nation aber, geduldsam wie immer, nahm dieselbe hin und schwieg. Die Bühne schob die Schuld auf die Dichter und ihr dramatisches Talent, das einem gegebenen Stoff nicht die nöthige Coulissenwirkung abzwängen könnte. Da murrten die Besseren der Dichter, und zerbrachen ihre dramatischen Federn, oder spitzten sie zu niedlicheren Arbeiten. So wurde es endlich Mode sich zu trösten: wozu Mühe, Zeit und Genie an Dinge verschwenden, die nicht gewürdigt zu werden pflegen? Dem trockenen Verstand des Publikums und seinem schwächlich-sentimentalen Gemüth — so sagten die Tröster — paßt nur das Allereinfachste. Machen wir Dorfgeschichten! Und man machte Dorfgeschichten.

Ein kluger Kopf trat vielleicht auf, um zu behaupten: an euch liegt die Schuld, ihr Dramatiker, die ihr zu gutmüthig-eifernde Schwärmer der

Gegenwart seid, um die Vergangenheit partheilos zu erfassen. Ihr sündigt, indem ihr in fremde Zeiten eure Leiden und Wünsche hineintragt, und also das Jetzt nur im Gewande vergangener Jahrhunderte darstellt. Und nun auch wieder nicht das ganze Jetzt, sondern nur einen kleinen Theil, ein paar unerquickliche Seiten desselben. Ihr sündigt, indem ihr somit Zwittergeburten, Ideen ohne Leben und Fleisch, Gestalten ohne Nothwendigkeit, ja ohne Möglichkeit zu Tage brachtet. Eure Sünden sind es, die man bestraft! — Der kluge Kopf aber mußte zum Dank ein Schwindler, ein Theoretiker heißen, und schweigen. Und Dichter und Bühnenmeister verbissen sich nur noch fester in ihre Ansichten, die sich dahin einigten: ein historisches Drama ist für jetzt in Deutschland unmöglich. Es ist eben die Fabel vom Fuchs und den Trauben, mit der Logik: weil ich nicht hinauflangen kann, sind die Trauben nicht reif.

Ganz in der Ordnung aber mag es mit dieser Schlussfolge doch nicht sein. Den verunglückten Versuchen folgten immer neue, ein Schiffchen scheiterte, und zwanzig andre stachen ungewarnt in die See. Wäre diese Erscheinung zu erklären ohne die Annahme der existirenden Ueberzeugung von der Möglichkeit eines historischen Drama? Zumindest muß die Unmöglichkeit eben nicht sehr evident daliegen. Und offen gestanden — wir glauben an die Wahrheit einer solchen Annahme keinesweges, weshalb wir uns eben über das Ob? und Wie? der bezeichneten Gattung in möglichster Kürze aussprechen wollen.

Die Frage über das Ob? läßt sich in die andere übersetzen: Ist es möglich, dem Zuschauer ein dauerndes gespanntes Interesse für historische Stoffe und Persönlichkeiten abzugewinnen? Oder: liegt im Volke der Gegenwart eine Sympathie für die Thaten der Vergangenheit, stark genug, um es zu fesseln, wenn diese Thaten, auf der Bühne reproducirt, als lebende Erscheinung vor seine Sinne treten? In einem Augenblick, wo die natürlichen Interessen der Menschheit so gewaltsam durch die Gemüther gährend sich verbreitet haben, während doch die ersten Sturmausbrüche der Leidenschaften überwunden sind, bedarf es so wenig der Hinweisung auf die Wahrheit, daß in den Momenten eigener Entwicklung wir die Fremde am Fleißigsten und Liebsten verfolgen, als auf die Wahrnehmung, daß das Studium der Geschichte wirklich mächtige Wurzeln zu schlagen angefangen hat und darin noch fortfährt. Aber was sogleich verkörpert uns entgegentritt, klingt ja immer weit mächtiger in uns wider, als was die Schrift mehr oder minder einseitig vergeistigt an uns bringt.

In der That also kommt es nur auf das Wie? einer geschichtlich-dramatischen Schöpfung an.

Wenn die Dichter dieses Faches bisher moderne Tendenzen, fromme nationale Wünsche der Gegenwart in die wildfremden Sitten und Bedürfnisse anderer Zeiten und Nationen hineinbrugen, so begingen sie hauptsächlich zwei Fehler. Sie legten zu wenig Accent auf dasjenige Allgemeine, was überhaupt die Grundbedingung des Drama ist, das Keimnenschliche, jenes Grund- und Naturelement in unsrem Wesen, das alle Veränderungen der Zeiten überdauert, und unter den Umgestaltungen des Zeitgeistes sich gleich, also ewig wahr bleibt. Dagegen wollen sie ihren Erfolg auf momentane politische oder sociale Sympathien gründen, und doch sahen wir, in dem wildbewegten Schweben der Ideen während der letzten Jahre besonders, wie sehr es denselben an Ausdauer und Stabilität fehlt. Fassen wir die Sache so, daß wir die ganze Literatur der letzten Jahrzehnte umfassen, so dürfen wir nicht anders sagen, als: Die Dichter stempelten sich anstatt zu Boten der Menschheit, zu Herolden der Mode. Hierin prägt sich die Nothwendigkeit ihres Mißlingens klar aus: denn das höhere Drama fußt auf den Grundregungen des Menschenherzens, nicht auf einer schwankenden Zeitneigung.

Aus dem Gesagten geht also die erste Forderung des historischen Drama hervor: Der Dichter entwickle sich seinen historischen Stoff aus dem Menschenherzen, und stütze ihn auf eine ewige Idee. Lehnt er ihn zugleich an ein Bedürfniß der Gegenwart an — um so besser für ihn, denn desto leichter wird er verstanden werden, und um so sicherer, wenn die erste Bedingung erfüllt ist, durch dieses Hilfswerk an die Herzen der Zuschauer anklopfen.

Ein anderer Mißgriff der meisten neuern Dramatiker war dieser, daß sie glaubten, ein historisches Stück geschrieben zu haben, wenn historische Namen auf dem Personalverzeichnis standen. Nein! Ist es doch eben des Dichters Pflicht und Geschäft, den Geschichtsschreiber zu ergänzen. Was dieser nur erzählend in allgemeinen Umrissen zeichnen kann, das stellt der Dichter in konkreter Erscheinung dar. Die geheimsten Regungen der Zeit zeigen sich bei ihm als wirkendes Dasein. Deshalb müssen nicht nur Namen und Factum der Fabel historisch sein, sondern auch die Charaktere des Drama müssen mit der Zeit, in welche sie gesetzt werden, in Wahlverwandtschaft stehen, alle Motive der Handlung aus derselben herauswachsen, selbst die Gesinnung und Denkweise des abzuspiegelnden Jahrhunderts genau beobachtet und reproducirt werden.

Die Beschränkung des Raumes erlaube uns nicht, den Leser anders als durch einen raschen Sprung, auf den Standpunkt zu versetzen, von welchen aus wir einige neuere Versuche im historischen Drama betrachten werden. Und vielleicht dankt er es uns, daß wir ihn nicht gezwungen haben, durch

das Labyrinth philosophischer Abstraktionen nach einem Ziele uns nachzuschleichen, das im Sturmschritt zu erobern möglich war.

Nun zurück zum Helden!

Unser Bericht in voriger Nummer deutete schon die ethische Grundidee des Stückes an: es ist der Triumph der reinen Weiblichkeit gegenüber der kolossalen Verirrung des eminenten Geistes einer Katharina von Medici. Um dieselbe gruppieren sich die Gegensätze des Verrathes und der aufopfernden und im Momente der Gefahr stets bereitwilligen Treue des beleidigten Freundes (in Coiffon und Aubigné), der Liebe und des Hasses, der Anbetung und des Abscheu's, des Segens und Fluches in großen und kleinen Schicksalen. Ingredienzien, reichlich genug, um eine jede Poësie zu tragen, welche hier sämmtlich in die Absicht des Dichters gezogen werden: ein

historisches Gemälde vom Sturze der Valois zu geben. Katharina wollte, wie er ihr selbst in den Mund legt, den Untergang ihres Hauses mit dem Verderben von ganz Frankreich bezeichnen; das herrliche Land sollte als ein großes Grab, als das Grab der Valois, als ein kolossales Denkmal der Vernichtung zurückbleiben. An dem Fluche dieses entsetzlichen Planes bricht sie zusammen, und fällt in Wahnsinn, während Heinrichs IV. Sonne glänzend und segensverkündend emporsteigt.

Diese Grundanlage enthält das erste Bedenken, über das wir uns keine Sorgen machen müssen: Wie stellt sich die Wahrheit des der Katharina untergeschobenen Entwurfes? Ist es historisch zu erweisen? Ist er dramatisch wahr?

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, den 26. Januar. Das Publikum, sagt man, verlangt in einer so harmvollen Zeit, wie die unsrige ist, auch im Theater nach Erheiterndem, und schon ist es Mode geworden, von dem „tiefgefühlten Bedürfnis“ einer weiteren deutschen Lustspielliteratur zu reden. Beiläufig — wir sind derselben Ansicht: uns Deutschen fehlt's am Lustspiel; wir sind sogar der ferneren, daß überhaupt gar kein einziges ächt deutsches modernes Lustspiel existirt. Wo wäre die nervige Hand, die aus den Interessen und Charakteren der Gegenwart heraus das Lächerliche zu greifen und mit Schärfe zu geißeln wüßte? Wo wäre das Genie, das die Unsumme von Komik, die unter der Hülle unserer jetzigen Gesittung, in Gelehrtenstuben, auf Markt und Straße, wie hinter Thür und Riegel sich bewegt, ohne Leidenschaft zu erfassen vermöchte? Wer bringt uns das im Leben Vorhandene in plastisch-originalen Gestalten, frisch und unverlebt vor die Augen? Was man gegenwärtig mit dem Namen Lustspiel zu verstehen pflegt, zeigt sich schließlich als nichts anderes, denn als dramatischer Scherz. Eine gewisse Summe von Gestalten, deren ziemlich feststehender und beschränkter Kreis sich leicht auszählen ließe, sind zu stehenden Figuren, gleichsam zu einem festen Corps geworden, aus dem der Poet jedesmal für sein vorhabendes Stück rekrutirt. Zum Ueberfluß reducirt sich das Vorhandene auf wenig Brauchbares, und das sind zumeist kleine Säckelchen, an denen alles Uebrige nur dazu dient, ein lustiges Ende herbeizuführen.

Arme Theaterdirektoren! Hier ist nichts — da ist nichts, und das französische Lustspiel mögen wir nun eben auch nicht mehr goutiren, da wir aus

Patriotismus, wenn einmal Saucen verzehrt werden sollen, wenigstens vaterländische begehren. Beinahe möchte man es Euch nicht verargen, wenn ihr da in der Verlegenheit nach dem Ersten Besten greift, und wären es nur dürre Brotkrusten, oder gar Steine, auf die irgend die piquante Brühe eines ungeheuern Titels gegossen ist.

Am 19. Januar wurde hier das Werk eines jungen Dichters aufgeführt, auf welches man schon seit Wochen mit gespannter Neugier gehofft hatte. Es war eine vieraktige Posse: „Der Teufel und seine Großmutter“ von E. Hartmann. Aber so sehnlich sie erwartet worden, mit so heftigem und noch heftigerem Mißfallen wurde sie am Schluß von dem Publikum von der Bühne entlassen. Die literarische Stimme der Deutschen Allgem. Zeitung hat sich gegen dieses Votum der öffentlichen Meinung erklärt und seinen Ursprung verdächtig gefunden. Wir lassen diese Sache dahingestellt sein, um so mehr als wir selbst der Hartmann'schen Posse das Wort nicht reden könnten, ohne unsrer Ueberzeugung Gewalt zu thun. Die Mängel des fraglichen Werkes waren zu fühlbar, ebenso wie seine Uebersprünge. Vor Allem vermiffen wir das nothwendigste Requisit einer dramatischen Arbeit — fließende Handlung. Wir vermiffen ferner den feinen Sinn, der auch dem Alltäglichen einen anmuthigen Zug abzugewinnen weiß. Wir vermiffen ferner ein festes, moralisches Bewußtsein, (besonders in der sich wiederholenden Liebeserklärung eines achtjährigen Buben an ein Dienstmädchen, das zugleich seines Vaters Braut ist.) Wir vermiffen ferner die quellende Naturwüchsigkeit, welche in leichtem Scherz unbewußt und ungezwungen sich ausströmt, und der Posse,

die eben nichts will, als durch naive Ueberschwänglichkeit lachen machen, und dazu selbst den Gallimathias nicht verschmäht, den eigenthümlichen Reiz verleiht. Wir vermiffen endlich in ihr das Talent, in den Koups, welche eine lächerliche Wirkung machen sollen, Maaf zu halten, und sehen deshalb die Schlüsse des ersten, zweiten und vierten Actes als Ungeheuer von komischen Situationen. Im Uebrigen gestehen wir mit Vergnügen ein, daß der Verfasser mannichfache Proben eines lebhaften Witzes abgelegt hat, die mit vollem Rechte Beifall und Heiterkeit erregten. Die Darstellung war sehr gelungen, und man sah dem spielenden Personal den Eifer an, mit welchem sie ihre Rollen zu tragen wußten. Herr von Othegraven (Beelzebub) zeigte sehr viel natürliche Laune. Madame Asmodi in ihrer liebenswürdigen Verwandlung zum jungen Mädchen war durch Frau Günther-Bachmann allerliebft dargestellt, und Herr Kläger gab ein so piquantes Charakterbild des Amtmannes Zwiebel, wie er immer zu zeichnen weiß, wenn er will. Die übrigen Darsteller genügten ihren Rollen vollkommen.

Am 20. 21. und 22. Januar zeigte Herr Prof. Bils auf hiesiger Bühne seine „Aegyptischen Zauberkünste,“ und fand bei dem anwesenden Publikum rechten Beifall. Wenn es gleich uns ein wenig überraschte, diese Künste an diesem Ort zu sehen, so begreifen wir doch, daß auf den „Brettern, die die Welt bedeuten“ neben so manchen anderen Kunststücken die eines Taschenspielers (sit venia verbo) Berechtigung haben.

Nachdem uns auch noch am Sonnabend (zum vierten und letzten Male) Prof. Bils, dem übr-

gens in seinem Fache großes Lob fast allgemein zuerkannt wird, unterhalten, brachte uns Sonntag der 26. Jan. den Götz von Berlichingen, mit Herrn Lehfeld aus Brünn als Gast und Träger der Titelrolle. Daß dieser Künstler seiner Rolle geistig Meister ist, wie auch seine äußere Erscheinung derselben entsprach, sahen wir mit Vergnügen. Er verstand es, nicht bloß die grellen Farben des Dichters zu produciren, auch die milderer Seiten des Gemüthes, des Rechtsinnes, der Biederkeit, wußte er uns klar zu machen. Wollte er das oft unbequeme Schnarrn seiner Stimme, und nach gemüthlich-deklamatorischen Stellen das Fallenlassen der Schlußcadenz, welches dann und wann die schon erreichte Wirkung wieder verdirbt, vermeiden, so würden seine Erfolge noch bedeutender sein, als die gestern errungenen. Fräul. Schäfer in ihrer anspruchlosen Rolle der Maria hatte sich von Anfang an den im Gegensatz des Mittelalters modern-sentimentalen Charakter dieses Mädchens scharf und treffend angelegt, und erweckte ein steigendes stilles, wehmüthiges Wohlgefallen. Herr Kläger brachte den humoristischen Hauch, der auf dem Charakter des lieberlich-braven Selbitz liegt, zu rechter Geltung; so auch Frau Günther-Bachmann die liebenswürdige Lebendigkeit und makellose Jugend des Georg. Herr Deetz sprach den Weislingen, den Diplomaten und Hofmann anfangs zu schnell, wodurch manche Uebergänge in der Rolle des zum Guten vom Schlimmen leicht Erregbaren, Unbeständigen, und im Grunde nicht Schlechten verloren gingen. Um so erfreulicher stellte er sich dar in seiner letzten, der Sterbescene, die mit viel Wahrheit ausgeführt wurde.

H. A. Werner.

F e u i l l e t o n .

Gustav Albert Lorking. Am 24. Jan. früh 9 Uhr bewegte sich ein langer Trauerzug durch die Straßen von Berlin. Im Sarge lag G. A. Lorking, das todte Haupt mit frischem Lorbeer umkränzt. Am 21. Januar war er rasch, vom Schlag getroffen, aus dem Lebengeschieden, in dessen bester Zeit er noch stand. Geboren war er am 24. Oktober 1803 zu Berlin. (Wir entlehnen das Folgende aus dem Dresdn. Journ.) Seine Eltern, Johann Gottlob (früher Kaufmann) und Charlotte Sophie Lorking, waren damals schon Mitglieder des Berliner Liebhabertheaters Urania, auf welchem nicht wenige bedeutende Künstler ihre erste dramatische Ausbildung erhalten haben, und erzogen ihn für die Bühne, während er seinen ersten

Unterricht in der Musik von dem spätern Direktor der Berliner Singakademie, Rungenhagen, erhielt. Nachdem er schon vielfältig in Kinderrollen die Bretter betreten, erhielt er sein erstes Engagement in Düsseldorf und Aachen, wo er von 1819 bis 1822, und dann ein gleiches in Köln, wo er bis 1826 das Fach der jugendlichen Liebhaber bekleidete und gleichzeitig Tenorpartien auszuführen hatte. Dann erhielt er bis 1833 Engagement in Detmold, wo auch seine erste, schon 1824 entstandene Operette: „Ali Pascha von Janina,“ zuerst zur Aufführung kam. Hier componirte er auch noch das weitverbreitete Liederspiel: „Der Bole und sein Kind“ (1832), durch welches er zunächst seinen Ruf als

Componist begründete, obwohl es an sich nicht von hervorragender Bedeutung ist, und ging dann 1833 nach Leipzig, wo er länger als ein Decennium ein sehr beliebtes Mitglied des Stadttheaters, später auch Regisseur der Oper war. Hier entstanden nun in rascher Aufeinanderfolge seine ersten komischen Opern, die ihn zum Vertreter dieser Gattung in Deutschland für die Gegenwart gemacht, weil sie durchaus volksthümlich aufgefaßt und wiedergegeben sind. Man hat ihn in dieser Beziehung mit volksthem Rechte den modernen Dittersdorf genannt; die Vergleichung ist eine in vieler Beziehung treffende und treffliche. Die „beiden Schützen“ eröffneten die Reihe dieser Vorzing'schen Opern im Jahre 1837; 1838 schon folgte „Gaar und Zimmermann“, welche eine wahrhaft enthusiastische Aufnahme nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England, in Schweden und den Niederlanden fand. „Caramo“ erschien 1839 und 1840 sein „Hans Sachs.“ Dann folgte 1841 „Casanova“ und 1843 der „Wildschütz;“ später die romantische Oper: „Undine,“ während eine ernste: „Die Schatzkammer des Inca,“ nicht zur Aufführung kam, — dann noch „Der Waffenschmied,“ die „Rolandsknappen,“ „Zum Großadmiral“ etc. neben einer nicht unbedeutenden Zahl kleinerer Compositionen, und man erkennt daran unschwer den großen Fleiß des Componisten, wenn auch eins oder das andere von etwas flüchtiger Bearbeitung zeugt. — Mit dem Jahre 1844 entsagte Vorzing seiner praktischen Bühnenthätigkeit — wir meinen, zu seinem Nachtheile — und ward dann Kapellmeister beim Leipziger Stadttheater, später bei Pokorny in Wien. Da wendete sich sein Geschick, und aus der letztern Stellung scheidend, war er um des Unterhaltes willen gezwungen, seine Schauspielercarrière wieder aufzunehmen, ohne daß er doch, trotz einer Menge von Gastspielen auf verschiedenen kleinern Bühnen, ein dauerndes Engagement finden konnte, bis er im vorigen Jahre endlich am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine, freilich nach außen und nach innen beschränkte Anstellung als Kapellmeister erhielt, um in seiner Vaterstadt — sterben zu können! Thätig noch am Tage vor seinem Tode, hatte er am Morgen des 21. Januar kaum sein Lager verlassen, als früh halb 8 Uhr ein Nervenschlag ihn traf und er in den Armen der verzweifelnden Gattin, einer geborenen Ahles aus Stuttgart, mit der er seit 1824 in glücklicher Ehe lebte, sein Leben aushauchte.

Ein Märchen von D. v. Redwitz.

Wir finden es nicht ungereimt, daß der reimende Verfasser mit diesem Werk ein bairisches Staatsamt sich erkaufen konnte; es wird Jedem klar werden, welcher mit Selbstüberwindung durch die Längen sich hindurcharbeitet. Eigentlich ist das Ganze selbst eine ungeheure Länge, weil nicht ein Märchen, sondern

eine Allegorie, welche sich durch anderthalbhundert Seiten hindurchschleppt. Der Tannebaum hat ein gar liebes Bächlein, welches vom schillernden Böglein versührt wird, den Pfleger Tannebaum zu verlassen und das Weite zu suchen. Das Bächlein macht nun in der Freiheit manche dumme, wilde und lästerliche Streiche, bis es ihm entsetzlich schlimm geht; da kehrt es in sich, und zum Tannebaum zurück.“ Das ist die Fabel, welche Herrn v. Redwitz dient, um gegen den Unglauben, wie gegen „Freiheit und Gleichheit“ Front zu machen. Der Tannebaum nämlich ist ihm eben sowohl der Vater auf dem himmlischen, als der auf dem irdischen Throne, der Bach das Menschenherz, das Böglein vielleicht gar die Poeten und schelmischen Aufklärer. Wie er sich hier mit lobenswerther Unklarheit zwischen Gott und Thron herumtreibt, so läßt er auch unentschieden, ob er gegen religiöse oder politische „Anarchie“ zu Felde zieht. Das Werk hat kein Verdienst, als die „lobenswerthe“ Tendenz und reinliche Reime. Es ist entsetzlich langweilig zu lesen.

Puttrich's Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Ein Werk, dessen Werth mit jedem Jahrzehnt mehr steigen wird, ist jetzt seinem Abschlusse nahe. Der Plan des Ganzen beschränkt sich auf solche Denkmale von den frühesten Anfängen deutschen Bauwesens bis zu dem Erlöschen des gothischen Styls, welche entweder durch hohes Alterthum oder historische Denkwürdigkeit, oder durch Kunstwerth sich auszeichnen.

Neue Literaturerscheinungen: Felicitas, Roman von Eliza Wille, geb. Sloman. 2 Theile. Die Verfasserin ist die Tochter eines Hamburger Schiffreders, führt uns jedoch in diesem Werke nicht in die Eigenthümlichkeiten ihrer Heimath ein, sondern an die Madonnenbilder südlicher Gegenden, vor denen wir ihr die Beichte ihres Herzens, denn diese enthält der Roman, abnehmen.

Gegen den Luxus. Die Polizeiordnung des heiligen Römischen Reiches v. J. 1500 enthält die Bestimmung, daß bei einem Turniere eine Edel-dame an Gebänden und Geschmück auf dem Haupte nicht 40 Fl. werth, eine Kette, an Hesten, Halsband, und anderen Kleinodien, außer den Ringen, nicht über 200 Fl. werth, und an goldnen Borten und Gürteln nicht über 40 Fl. werth, tragen solle.

In Ofen gab man ein Drama von Felix Byat, das sieben Akte hat, wovon einer bei herabgelassenem Vorhang gespielt wird. In Leipzig sahen wir eine Posse „der Teufel und seine Großmutter“ die ihre drei ersten Acte mit Brillantfeuerwerk schloß.

Schweigsamkeit genialer Männer. Dante war im Umgang ganz wortkarg oder satyrisch; Rousseau war außerordentlich nüchtern in seiner Un-

terhaltung — keine Spur von Beredsamkeit oder Phantasie war an ihm zu entdecken; Milton ließ sich ungern mit Sprechen belästigen. Addison und Molière spielten in der Gesellschaft nur eine beobachtende Rolle und Dryden erzählt uns sehr ehrlich: „Im Gespräch bin ich langsam und verdrossen, meine Gemüthsart ist grämlich und zurückhaltend, kurz ich bin nicht einer von denen, welche in der Gesellschaft witzige Reden führen, oder geistreiche Antworten geben.“

Eine neue Jobiade. Ein Seitenstück zu unserm komischen Lieblingsepos der „Jobiade“ ist in Elbing erschienen. Es führt den Titel: „die Flariade, grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von Roderich Dreizehn“ und ist mit vielen saubern aus dem Hirschfeld'schen Gravir-Atelier in Leipzig hervorgegangenen Holzschnitten versehen. Während die „Jobiade“ bereits mehr der Vergangenheit angehört, führt uns die „Flariade“ Bilder und Zustände der neuern Zeit vor, und dürfte somit gleichsam als eine Fortsetzung und Stellvertreterin des älteren beliebten Buches zu betrachten sein.

Das wandernde Virtuosenenthum zieht nicht bloß nach Westen zur Eroberung der Welt aus, sondern dringt auch, den Schrecken Sibiriens Trotz bietend, unaufhaltsam im Osten vor, soweit das Land reicht. Den Preis von allen diesen Wandervögeln hat im vorigen Jahre die bekannte Cellospiclerin Lisa Christiani sich erworben, indem sie, während Andere sich höchstens nach Tobolsk oder Irkutsk wagten, ein Concert in Peterpaulshafen auf Kamtschatka gab. Sängern ist jedoch nicht zu rathen, diese Excursion nachzumachen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, ihre Stimmen einfrieren zu lassen.

Bülau's „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen“ enthält in seinem zweiten Bande außer andern interessanten Mittheilungen: „Der Königstein und seine Gefangenen.“

Heinrich IV. und sein Schneider. Ein Schneider hatte ein kleines Buch drucken lassen, in welchem einige Reglements enthalten waren, die er für nothwendig zum Wohl des Staates hielt. Als er es Heinrich IV. von Frankreich präsentierte, nahm dieser das Büchlein lächelnd, las einige Seiten darin, und sagte dann zu seinem Kammerdiener: Geh such' meinen Kanzler. Er soll mir einen Rock machen, weil mein Schneider hier jetzt die Regierungsbestimmungen macht.

Kaiserliches Urtheil über die alten Klassiker. Kaiser Maximilian I. mußte eines Tages einem langem Gespräche zuhören, das über die alten Klassiker und die neuern Schriftsteller geführt wurde. Es wurde viel über ihren Nutzen, über ihre

Schädlichkeit und den Gebrauch derselben gestritten. Als es dem Kaiser zu lange währte, that er folgenden Nachtspruch:

„Den heidnischen Schriftstellern muß man zuhören als den Fröschen, den christlichen als den Nachtigallen.“

Mit diesem Ausspruch legte er den langen Streit bei.

Guter Rath an Mädchen. Ein alter englischer Arzt Namens Cowper ertheilt den jungen Damen folgenden wohl zu beherzigenden Rath: „Glaubt mir, liebe Jungfrauen, jeder Monat, den Ihr vor dem zwanzigsten Jahre in der Ehe verlebt, raubt Euch ein Jahr von Eurer Schönheit.“

Rasche Antwort. Peter der Große speiste einst in einem Basilianerkloster. Die Tafel ward von einem russischen Mönch bedient, der das Unglück hatte, dem Kaiser ein Glas voll Wein auf den Kopf fallen zu lassen, so daß es zerbrach und der Wein über des Kaisers Uniform herabließ. Peter griff heftig erzürnt nach seinem Knotenstocke, den ungeschickten Mönch durchzuprügeln, dieser aber schnell gefaßt half sich durch das laute Stoßgebet: „Nicht tropfenweise, sondern in Strömen, wie dieser Wein ergieße sich die Gnade Gottes über Dein Haupt; Deine Feinde werden an Dir zerschellen, wie dies Glas.“ Statt seinen Stock auf den Mönch herabzusenken zu lassen, machte er diesen zum Abt von Bolscherno.

Eine gefährliche Parthie. Johann I. König von Dänemark hielt sich zu Nieburg auf der Insel Fühnen einen großen lybischen Affen. Dieses Thier durfte frei umhergehen, und hatte Zutritt zu allen Zimmern des Schlosses. Vorzüglich gern besuchte der Lybier das Gemach des jungen Prinzen Christiern, der noch in der Wiege lag, und von dem Affen besonders geliebt wurde. So oft er in das Zimmer kam, trat er vor die Wiege, machte seine Referenz, beugte die Kniee, krümmte das Maul und machte überhaupt die possertlichsten Geberden. Eines Tages fand der Affe den Prinzen allein im Zimmer. Behutsam hebt er das Kind mit seinen langen Armen aus der Wiege, eilt durch die Corridors immer höher im Haus bis auf dessen Binne. Hier zeigt er das Kind nach allen Richtungen hin so lange, bis er sich verfolgt sieht. So schnell er hinauf gekommen, ebenso rasch eilt er wieder herab, legt das Kind unbeschädigt wieder in die Wiege, und legt sich, seine Strafe erwartend vor der Wiege auf den Boden.

Das **Hamburger Theater** macht Rückgriffe wie alle übrigen. Pfefferrösel, Laurens Vogelschießen, Glöckner von Notre-dame u. s. w., sind jetzt an der Tagesordnung.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Neumann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.